

Eileen Ramsay



*Jene Tage
in
Lissabon*



Inhalt

Cover

Weitere Titel der Autorin

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

Widmung

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25
Kapitel 26
Kapitel 27
Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Danksagung

Weitere Titel der Autorin

Himmelssinfonie

Pinienträume

Schmetterlingstage

Sternschnuppennächte

Über dieses Buch

Ein wunderbarer Roman über Freundschaft, Familie, Hoffnung und Verrat

Als Suzanne ihrer erwachsenen Tochter Lucy einen Notenkoffer mit alten Briefen und Zeitungsartikeln überreicht, ist die Geschichtsstudentin begeistert: Welche Geheimnisse liegen in der Vergangenheit begraben? Gemeinsam mit Nachbarin Alex machen sich die drei Frauen daran, mehr über Suzannes Eltern herauszufinden: Ihre Mutter Claire lebte während des Zweiten Weltkriegs als Kunstlehrerin in Lissabon. Drei Männer spielten eine Rolle in ihrem Leben – war einer davon Suzannes Vater? Schon bald stoßen sie auf ein gestohlenes Gemälde von Camille Pissarro, einen bedeutenden Impressionisten. Wo mag das verschwundene Meisterwerk heute sein, und was hat es mit Claire zu tun? Eine abenteuerliche Suche beginnt und führt die drei Frauen nach Wien, Paris und Hawaii – wo sie Antworten auf ihre Fragen finden, aber auch die Liebe ...

eBooks von beHEARTBEAT – Herzklopfen garantiert.

Über die Autorin

Eileen Ramsay, in Schottland geboren und aufgewachsen, arbeitete in Washington, DC, und Kalifornien als Lehrerin. Neben der Liebe zur klassischen Musik war das Schreiben schon immer ihre Leidenschaft, die sie inzwischen zu ihrem Beruf gemacht hat. Die Autorin lebt mit ihrem Ehemann in Angus, Schottland, einer Landschaft, deren Reiz sie in ihren Romanen »Schmetterlingstage« und »Sternschnuppenächte« entfaltet. Mit »Jene Tage in Lissabon« zeigt sie ihren Lesern nicht nur die portugiesische Küstenstadt, sondern nimmt sie auch mit nach Wien, Paris und Hawaii. Eileen Ramsays Interesse an Familiengeschichten, die Liebe zum Reisen und ihre Leidenschaft für klassische Künste und Musik machen den Zauber und Erfolg ihrer Romane aus.
Homepage der Autorin: <http://www.eileenramsay.co.uk/>.

Eileen Ramsay

Jene Tage in Lissabon

Aus dem Englischen von Katharina Förs und Sonja
Schuhmacher



beHEARTBEAT

Digitale Neuausgabe

»be« – Das eBook-Imprint von Bastei Entertainment

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2008 by Eileen Ramsay

Titel der englischen Originalausgabe: »Henriqueta's Treasure«

Originalverlag: Hodder and Stoughton, a division of Hachette UK, London

Für diese Ausgabe:

Copyright © 2009/2020 by Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat: Regina Maria Hartig

Covergestaltung: Guter Punkt GmbH Co. KG unter Verwendung von Motiven ©

javarman3/gettyimages; © Korovin/gettyimages; © mammuth/istockphoto; ©

avlnn/gettyimages; © nicoolay/istockphoto; © KariHoglund/gettyimages

eBook-Produktion: le-tex publishing services GmbH, Leipzig

ISBN 978-3-7517-0175-4

www.be-ebooks.de

www.lesejury.de

Dieses Buch ist Teresa Chris gewidmet –
mit Zuneigung, Bewunderung und voller Respekt

Kapitel 1

So sehr der Wind auch um das alte Steinhaus tobte, in ihrem Apartment im ersten Stock war es warm. Alexandrina Frobisher schaute sich in ihrem gemütlichen Wohnzimmer um und bedauerte einen Moment, dass sie sich keinen Weihnachtsbaum besorgt hatte. Am Vormittag hatte sie auf der Market Street ein paar Stechpalmenzweige mit roten Beeren gekauft, die sie schlicht und elegant mit roten Kerzen arrangieren wollte. Diesmal wollte sie keine ausufernde Dekoration mit gläsernen Schneemännern nebst Hirten aus Ton, Nussknackern aus Holz und Weihnachtsmännern aus allen denkbaren Materialien. Auch das Weihnachtsfest sollte Ausdruck der neuen Alexandrina Frobisher sein – schlicht, elegant und vollkommen autark.

Beim Gedanken an den Weihnachtsprunk der Vergangenheit seufzte Alex und tröstete sich damit, dass sie erst vor ein paar Tagen beobachtet hatte, wie Professor Andrews von nebenan einen mindestens zweieinhalb Meter hohen Christbaum über seinen schmalen, verschneiten Gartenweg schleppte. Der Baum bot jede Menge Platz für Engel, Sterne, Zinnsoldaten und dergleichen mehr, an denen sie sich morgen Abend beim Dinner sattsehen konnte. Es war wirklich nett, dass die Nachbarn sie eingeladen hatten, obwohl sie mit der Familie bisher nur ein paar typisch britische Floskeln ausgetauscht hatte wie »Scheußliches Wetter heute« oder »Was für ein herrlicher Tag!«. Alexandrina hatte sich schon auf ein einsames

Weihnachtsessen mit Hühnerbrust und Rosenkohl eingestellt. Seit ihre Eltern bei diesem schrecklichen Unfall ums Leben gekommen waren, hatte sie nur allzu viele Festtage allein verbracht, denn Geoffrey feierte natürlich stets mit seiner Frau.

»Nächstes Jahr, Liebling. Nächstes Jahr kann ich sie verlassen.«

Elender Lügner! Aber es geschah ihr recht, denn schließlich hatte sie dummerweise geglaubt, was sie glauben wollte, statt sich an die unwiderlegbaren Tatsachen zu halten.

Alexandrina saß auf dem Teppich vor dem offenen Kamin – würde die Wohnung ihr gehören, würde sie den Teppich rauswerfen, aber dazu hätte sie so verrückt sein müssen, die Wohnung zu kaufen. Nun stand sie auf und ging durch die Verbindungstür ins Esszimmer, um die Geschenke für ihre Nachbarn einzupacken. Aber zuerst würde sie sich ein Glas Wein genehmigen. Sie nahm eine Flasche chilenischen Roten aus dem kleinen Gestell auf dem Sideboard – es hatte Vorteile, wenn man einige Jahre lang in der Londoner City unverschämt gut verdient hatte; so konnte sie sich die hervorragenden Weine leisten, die sie in der Zeit mit Geoffrey zu schätzen gelernt hatte. Dieser war ein Pinot Noir Reserve Las Brisas aus dem Jahr 2004 – eigentlich zu edel, um ihn allein zu trinken, aber schließlich war heute Heiligabend. Sie entkorkte die Flasche gekonnt und warf dabei einen Blick in den Spiegel über dem Sideboard. Nicht schlecht für Anfang dreißig. Der türkisblaue Pullover betonte ihr glänzendes braunes Haar. Alex schenkte sich ein Glas ein und prostete ihrem Spiegelbild zu. »Fröhliche Weihnachten, Alex! Du feierst Heiligabend allein, weil du es so gewollt hast!«

Dann machte sie sich an die Arbeit. Ein schöner, langer Abend lag vor ihr. Sie würde Geschenke einpacken, kochen und essen. Sie überlegte kurz – ein Omelette, ja, und sich dazu noch ein Glas von diesem feinen Wein gönnen.

Anschließend wollte sie lesen oder Musik hören oder vielleicht auch in einer der schönen alten Kirchen die Mitternachtsmesse besuchen. Wie viele Messen hatte sie in den letzten Jahren versäumt, weil ja die Möglichkeit bestanden hatte, dass Geoffrey sich für eine Stunde freimachen konnte oder wenigstens anrief, um ihr frohe Weihnachten zu wünschen?

Heute Abend würde er nicht anrufen. Aber selbst wenn er es beabsichtigte, sie hatte London bereits verlassen, noch bevor er begriffen hatte, dass es ihr diesmal ernst war. Ihre neue Adresse und Telefonnummer kannte er nicht, und die wenigen guten Freunde, die ihr über die zehn langen Jahre ihrer Affäre treu geblieben waren, würden eher über glühende Kohlen gehen, als sie ihm zu verraten. Sie entschied sich für die Messe.

Alex stellte ihr Glas ab. Um ihr langes, glattes Haar zu einem Knoten zu schlingen, brauchte sie nicht einmal in den Spiegel zu blicken. Sie tat es gedankenlos, ohne zu ahnen, wie schön ihre Nackenpartie war.

Trag dein Haar nicht so, sonst siehst du aus wie eine Bibliothekarin!

Ich mag Bibliothekarinnen, Geoffrey; ich habe überhaupt nichts gegen ihr Aussehen.

Schon sechs volle Monate! Ich sollte wirklich nicht mehr an ihn denken, dachte Alex. Ich glaube, ich mache Skiurlaub in Norwegen, lerne einen tollen Skilehrer kennen, den ich in einer Blockhütte mit allem Komfort bei einem loderndem Feuer und vielen Flaschen von diesem Wein verführe.

Lachend widmete sie sich wieder ihren Geschenken. Gegen elf, als sie bereit zum Aufbruch war, zog sie ihren langen weißen Wollmantel über ihre alte Freizeithose und den hübschen Pullover. Da sie gern die oberen Knöpfe offen ließ und der blaue Polokragen hervorlugte, entschied sie sich für eine bunte Wollmütze aus Peru mit dunkelblauem Grundton und passenden Fäustlingen, ein folkloristisches

Ensemble – perfekt für Heiligabend. Sie nahm nur ihren Schlüssel und Geld für die Kollekte mit. Fertig.

Sie trat hinaus auf die offene, außen angebaute Treppe, ein Zeichen dafür, dass dieses wunderschöne Gebäude aus der Zeit König Edwards in Einzelwohnungen aufgeteilt worden war, und schaute sich um. Der Wind hatte sich gelegt, und wie es sich für Weihnachten gehörte, leuchteten Mond und Sterne vom klaren Himmel, als wollten sie sich von ihrer besten Seite zeigen. Neuschnee gab es nicht, aber der Schnee, der bereits lag, war hart gefroren und funkelte im Mondlicht. Als Alex sich umdrehte und die Tür schloss, damit die Wärme der teuren modernen Heizung nicht entwich, sah sie den Lichterschmuck der großen Tanne im Garten der Andrews', aber deren Haus war weitgehend dunkel, was ihr ungewöhnlich vorkam. Vielleicht gingen die Nachbarn ja früh zu Bett. Schließlich kannte Alex die Familie erst seit wenigen Monaten, und sie waren bisher eher Bekannte als Freunde. Umso mehr wusste sie die Einladung zum Weihnachtsessen zu schätzen, auch wenn sie, von Natur aus schüchtern, zuerst versucht hatte, sie auszuschlagen. Alex eilte die Treppe und die halbkreisförmige Einfahrt hinunter und warf auf ihrem Weg zur Kirche hin und wieder einen Blick über die Zäune in die Fenster; sie zählte Christbäume, eine aus Kindertagen herübergerettete Angewohnheit, und sah, wie die Familien feierten. Schließlich erreichte sie die alte Steinkirche.

Sie war bereits so voll, dass Alex nur ziemlich weit vorn einen Platz fand. Mit geschlossenen Augen saß sie da und staunte, wie vertraut ihr alles war: das leise Orgelspiel, der Duft von Kerzen und Weihrauch, das Gefühl der Vorfreude. Sie war wieder zehn Jahre alt, zum ersten Mal in der Mitternachtsmette und platzte fast vor Glück.

Der Organist riss sie mit einem kraftvollen Präludium aus den Träumen, das ihr Gänsehaut bereitete. *Kommet ihr Hirten* dröhnte die Orgel, und Alex erhob sich wie alle

anderen. Die Messe begann, und sie nahm aufmerksam teil, aber in ruhigen Augenblicken betrachtete sie den Altar und die Wände: überall Blumen, Stechpalmenzweige, Adventssterne und Kerzen. Der Christbaum am Altar war geschmückt mit Bastelarbeiten von Kindern, zu denen niemand gesagt hatte: »Ach, nein, deine ist nicht so gelungen.« Alex bewunderte jeden schlappen Engel und jeden noch so schäbigen Hirten und wünschte, sie könnte ein paar davon mit nach Hause nehmen in ihre minimalistisch dekorierte Wohnung.

Auf dem Heimweg wünschten ihr fremde Passanten »Frohe Weihnachten«, und sie erwiderte den Gruß. Die Leute aus der anderen Wohnung in ihrem Haus verbrachten den Winter auf den Bahamas; abgesehen von dem Licht, das sie in Wohnzimmer und Flur angelassen hatte, war das Gebäude dunkel. Durch das Tor in der Gartenmauer sah sie, dass auch nebenan nur noch ein Licht brannte; die Weihnachtsbaumbeleuchtung im Garten war abgeschaltet.

Ein Gedanke ließ sich nicht unterdrücken: Ich sollte einen Menschen haben, der die Feiertage mit mir verbringt, jemanden, den ich liebe und der mich liebt.

Alex öffnete die Tür zu ihrer leeren Wohnung, und weil niemand da war, den es gestört hätte, legte sie Händels *Messias* auf, Musik, von der sie noch am Nachmittag gedacht hatte, sie habe sie schon öfter als nötig hören müssen, und drehte die Lautstärke voll auf, während sie sich auskleidete. Mit den Weihnachtswünschen der Fremden im Ohr schlief sie ein.

Kapitel 2

Lucy hörte das Telefon klingeln, als sie, mit mehreren Päckchen beladen, vorsichtig den Weg heraufkam. Die Pflastersteine waren selbst bei schönem Wetter nicht ungefährlich, und jetzt taten sich zwischen zwei gefrorenen Schneeschichten Furchen auf, in denen man leicht mit dem Absatz hängen bleiben konnte. Trotzdem beeilte sie sich nun ein wenig, denn sie war sicher, dass Sam endlich zurückrief. Wie hatte sie nur an ihm zweifeln können? Was für eine absurde Vorstellung zu glauben, er wolle sie dafür bestrafen, dass sie in letzter Minute den Skiurlaub mit ihm abgesagt hatte! Das Telefonklingeln riss ab. Bestimmt war Mum rangegangen, und Lucy hoffte, ihre Mutter würde für alle Fälle aus dem Fenster schauen, ehe sie Sam bat, es später noch einmal zu versuchen.

Der Achtzentimeterabsatz ihrer Überkniestiefel blieb nicht in einer Eisfurche hängen. Nein, es war eine Fuge zwischen zwei Pflastersteinen, die Lucy zum Verhängnis wurde. Sie wurde abrupt abgebremst, schlug der Länge nach hin und verstreute ihre Päckchen auf dem Rasen und unter den Rosenbüschen im Winterschlaf.

»Naninanu.« Das war ihr neuester Lieblingsspruch. Ihre Mutter hatte sich nämlich über die Kraftausdrücke beklagt, die sie sich an der Universität angeeignet hatte, während sie sich auf ihren inzwischen mit Bravour abgelegten Bachelor-Abschluss vorbereitete; deshalb wählte sie inzwischen harmlosere Formulierungen, um sich bei Stress

Luft zu machen. Mühsam rappelte sie sich auf und stellte dann fest, dass ihr Absatz sich nicht befreien ließ.

»Verdammt noch mal!« Sie fiel in alte Gewohnheiten zurück. Wenn sie es mit Gewalt versuchte, würde das Leder kaputtgehen, und diese Stiefel hatten weit mehr gekostet, als sie sich guten Gewissens leisten konnte, aber unterdessen plauderte Sam womöglich mit Mum, statt seiner Freundin Lucy zu versichern, wie sehr sie ihm fehlte. Ohne auf den Schaden zu achten, den sie womöglich anrichtete, befreite Lucy sich, schnappte sich die Päckchen, die in Reichweite lagen, und rannte zur Haustür.

Suzanne, ihre Mutter, stand im Flur und sprach noch, besser gesagt, sie hörte zu.

»Mum?« Merkte Suzanne denn nicht, dass ihr einziges Kind hinter ihr stand und darauf brannte, mit Sam zu sprechen? Doch jetzt bemerkte Lucy, dass Suzannes Haltung irgendwie seltsam war: Sie umklammerte den Hörer mit beiden Händen, und ihre Schultern waren gebeugt, als ducke sie sich unter einem Schlag. »Mum, wer ist dran? Was ist los?«

Suzanne beachtete ihre Tochter nicht, sondern lauschte konzentriert. Sie ließ aber zu, dass Lucy ihr die Hand auf den Arm legte. Nach ein paar Minuten seufzte sie, sagte »Also gut« und reichte Lucy den Hörer. »Es ist dein Vater«, erklärte sie und entfernte sich rasch. Ihre Absätze klapperten auf den alten Steinfliesen.

Lucy schaute ihr hinterher. Offenbar stimmte etwas nicht. »Dad?«

»Es tut mir leid, Lucy. Deine Mutter wird es dir erklären. Ich habe nicht gewollt, dass es so weit kommt, aber ich werde fair sein, das verspreche ich.«

Lucy hatte seit dem Telefonklingeln verschiedene Gefühlsregungen durchgemacht: freudige Erwartung, Enttäuschung, Aufregung, Angst. Sie war gekränkt, weil Sam sich noch nicht gemeldet hatte, aber nun empfand sie Wut, Wut auf Sam und aus einem unbekannten Grund auch

auf ihren Vater. »Wovon redest du? Warum bist du nicht hier? Warum ist Mum so durcheinander?«

Auf diese Fragen ging er gar nicht erst ein. »Ich muss los, Lucy. Ich hab dich lieb. Frohe Weihnachten!« Sein Tonfall war gereizt, offenbar wollte er möglichst schnell auflegen.

»Frohe Weihnachten!«, antwortete sie automatisch, aber wahrscheinlich bekam er es gar nicht mehr mit, denn es herrschte bereits Funkstille. Sie legte den Hörer behutsam auf, sah auf die Uhr, als wolle sie sichergehen, dass ihr Dad eigentlich schon vor Stunden hätte zu Hause sein sollen, und folgte ihrer Mutter in die Küche. Suzanne saß gebeugt da wie eine alte Frau, die sich am Herd wärmen möchte, und Lucy eilte zu ihr. »Mum, was ist los? Was ist passiert?«

Suzanne antwortete nicht, sondern wiegte sich vor und zurück. Lucy fühlte sich vollkommen hilflos. Was sollte sie tun? So hatte sie ihre Mutter noch nie erlebt. Sie ging in die Knie und tätschelte Suzannes verkrampfte Hand, während ihr unablässig die Worte ihres Vaters durch den Kopf gingen. *Ich werde fair sein. Ich habe nicht gewollt, dass es so weit kommt. Frohe Weihnachten!*

Frohe Weihnachten!

Sie stand auf und lief ins Esszimmer. Brandy. Das war es doch, was man in ballonförmigen Gläsern reichte, wenn jemand einen Schock erlitten hatte? Solche Gläser fand sie nicht, deshalb füllte sie Brandy in zwei Sherrygläser und kehrte damit in die Küche zurück. Vielleicht hatte Suzanne in der Zwischenzeit wieder zu sich gefunden und stand wie sonst an Heiligabend an dem blank geschrubbten Holztisch und putzte und würfelte bergeweise Gemüse.

Aber Lucy fand Suzanne genauso vor, wie sie sie zurückgelassen hatte. Sie stellte ein Glas auf den Tisch und bot das andere ihrer Mutter an. Suzanne rührte sich nicht; Lucy hielt ihr das Glas an die Lippen. Suzanne prustete

beim ersten Schluck, nahm ihrer Tochter das Glas aus der Hand und trank es aus.

»Geht's jetzt besser? Du hast mir einen schönen Schreck eingejagt. Was ist denn bloß los?« Sie freute sich, dass Suzannes fahles Gesicht wieder ein bisschen Farbe bekam.

»Hat er es dir nicht gesagt?«

Lucy erkannte die Stimme ihrer Mutter kaum wieder. »Er hat gesagt, er hätte es nicht gewollt oder so ähnlich, und hat mir frohe Weihnachten gewünscht.«

Suzanne lachte, aber es klang unnatürlich, beinahe hysterisch. »*Frohe Weihnachten!*« Sie stand auf und nahm das zweite Glas vom Tisch. »Frohe Weihnachten!«, wiederholte sie, prostete ihrer Tochter zu und stürzte den Brandy in einem Zug herunter.

Lucy war besorgt. »Langsam, Mum! Ich habe dich noch nie auf ex trinken sehen.«

Suzanne schaute sich um, als suche sie nach der Flasche. »Ich bin auch noch nie verlassen worden. Dein Vater, der hoch geschätzte Herr Professor Peter Andrews, hat angerufen und mitgeteilt, dass er nach Boston fliegt – in Massachusetts, nicht Lincolnshire«, fügte sie sarkastisch hinzu, »und dass er nicht mehr zurückkommt. Er hat dort bereits eine Stelle an der Universität, und die Krönung ist: Sally Burnett geht mit ihm. Die beiden treiben es seit zwölf Jahren miteinander.« Schockiert registrierte Lucy die erstaunlich unverblünte Ausdrucksweise ihrer Mutter. Aber deren alkoholinduzierte Tapferkeit hielt nicht lange an, und sie fragte mit geradezu kindlicher Stimme: »Wie konnte er mich bloß so lange betrügen, ohne dass ich etwas geahnt habe?«

Lucy, der inzwischen auch danach zumute war, Brandy auf ex zu trinken, nahm ihrer Mutter das leere Glas aus der Hand. »Das muss ein Irrtum sein. Weißt du was, ich hab meine Einkäufe in den Schnee fallen lassen. Ein paar Päckchen liegen noch draußen. Ich gehe rasch raus und

sammle sie ein, bevor alles hin ist. Zum Glück war nicht viel Zerbrechliches dabei.« Suzanne starrte immer noch ins Leere. Noch einen Brandy? Tee? Lucy füllte den Wasserkocher und schaltete ihn an. »Du hättest mich sehen sollen, Mum«, sagte sie in der Hoffnung auf ein Lächeln. »Mein rechter Fuß wollte vorwärts, aber der linke hat gestreikt«, quasselte sie drauflos, um die Mauer zu durchdringen, die ihre Mutter um sich errichtet hatte. Normalerweise hätte Suzanne nun Mitgefühl gezeigt. »Meine neuen Stiefel sind ruiniert, ganz zu schweigen von meinen Händen«, plapperte sie weiter. »Bin gleich wieder da.«

Der Gesichtsausdruck ihrer Mutter versetzte Lucy einen Stich – stumme Trauer, ja, das war es, stumme Trauer, aber Lucy musste ihre Einkäufe retten. Es war zwar unwahrscheinlich, dass jemand die Sachen klaute, nicht hier, aber man wusste ja nie, und heute war schließlich Weihnachten. Verzweifelte Menschen begehen Verzweiflungstaten, und einer von Lucys Dozenten hatte behauptet, dass an Heiligabend mehr Verzweifelte unterwegs seien als an jedem anderen Tag des Jahres. Lucy glaubte das gern; sie war ja selbst ziemlich verzweifelt.

Das Weihnachtskartenpanorama, das sich ihr bot, als sie die Haustür öffnete, munterte sie aus irgendeinem magischen Grund auf. Der Himmel war so tiefblau wie die Samtvorhänge im Wohnzimmer ihrer Mutter; Sterne, von denen ein jeder zum Stern von Bethlehem getaucht hätte, glitzerten und funkelten, als könne man ihnen ein zauberhaftes Geheimnis entlocken. Lucy hätte beinahe laut gelacht. Der große volle Mond schien vor Vergnügen zu strahlen und ließ im verharschten Schnee unzählige Diamanten aufblitzen. Lucy suchte ihre Siebensachen zusammen. Die Päckchen fühlten sich kalt, aber nicht feucht an; bei den Temperaturen taute der Schnee nicht. In diesem Moment schalteten sich die Lichter der Tanne in der Ecke an, und Lucy musste den Impuls unterdrücken,

die Geschenke – ein Glas Mango-Chutney, offensichtlich nicht zerbrochen; Meersalz; eine Rolle rotes Geschenkband; Shortbread und duftenden Bio-Earl-Grey-Tee – unter die geschmückten Zweige zu legen. Ein perfektes Bild. Es fehlten nur noch die Wiener Sängerknaben oder ein guter Tenor, der *Stille Nacht, heilige Nacht* sang.

Mit den Päckchen in der Hand kehrte sie ins Haus zurück. Die Vorhänge waren nicht zugezogen, sodass aus dem Wohnzimmer Licht auf den verharschten Schnee fiel. Sie sah den Weihnachtsbaum, so schön wie ein Christbaum nur sein konnte, und das Feuer, echte Scheite in einem echten Kamin. Alles war echt, nur die Familie war nicht mehr vollständig. »Aber wir lassen uns nicht unterkriegen, Mum!«, flüsterte sie beschwörend an der Tür.

Sie eilte in die Küche und verstaute ihre Einkäufe. Das Mango-Chutney – die Lieblingssorte ihres Vaters – versteckte sie hinter anderen Gläsern in der Speisekammer. Suzanne hatte sich wieder gesetzt, die Arme schützend vor der Brust verschränkt, und starrte ins Leere.

In Lucys Kopf ging es drunter und drüber. Sie verdrängte die Gedanken an ihren Freund, der nicht anrief, bemüht, sich ganz auf ihre Mutter zu konzentrieren. Sie verzieh es ihrem Vater nicht, dass er seiner Tochter seine Pläne verschwiegen hatte, als er sie überredete, auf den Skiurlaub mit Sam zu verzichten und stattdessen daheim zu bleiben – wie sie geglaubt hatte, damit sie Weihnachten mit der Familie feiern konnte. Wenigstens hatte er sich Gedanken darüber gemacht, dass seine Frau das Fest besser nicht ganz allein verbringen sollte. Schmerzte es umso mehr, weil er ihr ausgerechnet an Heiligabend mitgeteilt hatte, dass er sie wegen einer Jüngeren verließ? Warum war er nicht damit herausgerückt, als er mit Lucy sprach? Wie hatte er es fertiggebracht, die letzte Nacht mit seiner Frau in einem Bett zu schlafen und das Frühstück zu

essen, das sie ihm am Morgen gemacht hatte, obwohl er wusste, dass er am selben Abend mit dem Zwanzig-Uhr-dreißig-Flug für immer aus ihrem Leben verschwinden würde? Wollte er die Hotelkosten sparen? War es besser, ihn für einen Feigling zu halten als für einen erbärmlichen Schuft? Verdammt! Zum Teufel mit ihm!

Lucy holte das Chutney wieder aus der Kammer, öffnete das Glas und leerte den Inhalt wütend in den Abfalleimer. Dann spülte sie das Glas aus und warf es in den Recyclingsack. Seit dem Salat am Mittag hatte sie nichts mehr gegessen. Suzanne hatte die Zeit wahrscheinlich mit ein paar Tassen Kaffee und den beiden Gläsern Brandy überbrückt. Vielleicht war das gefühllos, aber auch verlassene Ehefrauen und Kinder müssen essen. Sie schaute ihre Mutter prüfend an. Normalerweise hätten um diese Uhrzeit köstliche Düfte die Küche erfüllt.

Lucy öffnete den Kühlschrank in der Hoffnung auf Zutaten für ein einfaches Gericht und fand eine abgedeckte Auflaufform. Es war ein Lieblingsgericht der Familie, Heilbutt San Joaquin, ein amerikanisches Rezept, mexikanisch gewürzt, das Suzanne aus der gemeinsamen Zeit in Südkalifornien mitgebracht hatte. Lucy wusste nicht, was Suzanne als Beilage geplant hatte, aber frisches Brot zu der Sauerrahm-Käsesauce tat es auch.

Suzanne, die sich wie ein Roboter bewegte, setzte sich an den Tisch, als das Essen fertig war. Lucy hätte sie gern umarmt, aber genauso gern hätte sie geschrien: »Verlassen werden ist nicht das Ende der Welt!« Oder doch? Sie tat keins von beiden, sondern servierte das Essen. Der Heilbutt erwies sich als Seeteufel, schmeckte aber köstlich, und Lucy griff zu, während ihre Mutter das schöne Fischbesteck mit dem Elfenbeingriff, ein Vermächtnis ihrer Großmutter, nur dazu benutzte, um auf dem Teller herumzustochern.

Eine Mahlzeit auszulassen bedeutet auch nicht das Ende der Welt.

Das Essen war eine freudlose Angelegenheit angesichts einer Tischgenossin, die aussah, als hätte ihr jemand so geschickt den Todesstoß versetzt, dass äußerlich keine Verletzungen erkennbar waren. Lucy räumte den Tisch ab und warf den Großteil des köstlichen Fischauflaufs in den Abfalleimer, in den schon das Chutney gewandert war. Dann kochte sie Kaffee und beobachtete erneut hilflos, wie Suzanne teilnahmslos an ihrer Tasse nippte und den Muntermacher schließlich stehen ließ. »Möchtest du lieber Tee, Mum? Ich kann dir einen schönen heißen Tee machen oder vielleicht heiße Schokolade? Kakao ist gut zum Einschlafen.«

»Frohe Weihnachten!«, zitierte Suzanne mit Bitterkeit in der Stimme.

Schließlich konnte Lucy ihre Mutter überreden, ins Bett zu gehen, aber statt sich ebenfalls hinzulegen, ging sie wieder nach unten. Der Baum mit seiner Botschaft der Hoffnung und Freude war noch genauso schön wie vor dem Anruf. Das Feuer brannte nicht mehr, und die Heizung hatte sich schon vor einiger Zeit ausgeschaltet. Lucy fröstelte, doch sie wusste nicht, ob vor Kälte oder vor Müdigkeit. Sie setzte sich aufs Sofa und betrachtete den Baum. Liebevoll eingewickelte Päckchen waren darunter aufgebaut. Da lagen ihre Geschenke für den Vater, und zweifellos seine für sie. Was hatte er sich dabei gedacht, als er sie kaufte und einpackte, oder hatte das seine niederträchtige Sekretärin für ihn erledigt? Lucy stand auf und kniete sich vor den Baum. Die Gaben ihres Vaters waren wie eh und je in traditionelles Papier mit dunkelgrünem Stechpalmen- und Rotkehlchendekor eingewickelt, man konnte sie leicht von den anderen unterscheiden. Es waren wie immer drei für sie, und an jedem hing ein Kärtchen mit der Aufschrift »Für Lucy, in Liebe, Dad«.

In Liebe, Dad. Liebte er sie noch? Natürlich. Nur mit der Liebe zu seiner Frau war es vorbei; stattdessen hatte er

sich in seine Sekretärin verliebt. Es tat weh, das wusste sie, weil sie schreckliche Angst hatte, dass es auch mit Sams Liebe zu ihr vorbei war, aber sie würde es verwinden – genau wie ihre Mutter. Es ging nicht anders. Sie würde einfach lernen müssen, wie sie Suzanne helfen konnte, sich damit abzufinden. Sie packte die Geschenke aus: das Buch, das sie sich gewünscht, aber nicht gekauft oder ausgeliehen hatte, weil sie damit gerechnet hatte, es zu Weihnachten zu bekommen; ein Pullover in der richtigen Farbe und Größe von Jigsaw und Ohrringe. Die Schmuckstücke waren aus Gold und mit einem ansehnlichen Rubin besetzt, sodass es Lucy den Atem verschlug. Sie waren viel wertvoller als seine üblichen Gaben, was zweifelsfrei belegte, dass sein Verrat von langer Hand geplant gewesen war. Sie legte das zerknüllte Papier in den offenen Kamin und hielt ein Streichholz daran, bevor sie die Geschenke für ihre Mutter an sich nahm – »Für Suzanne, in Liebe, Peter« – und sie im Einbauschränk unter der Treppe versteckte. Sollte Suzanne danach fragen, würde sie ihr sagen, wo sie waren, aber wie sie ihre Mutter kannte, ließe das noch lange auf sich warten. Was sie mit den Geschenken für ihren Vater machen sollte, war schon problematischer. Sie konnte diese hinter den Schuhkartons im Kleiderschrank verstecken, damit Suzanne sie nicht ständig vor Augen hatte, und sobald er seine neue Adresse schickte – was er bestimmt tun würde –, würde sie ihm die Päckchen nach Boston nachsenden. Vielleicht sollte sie vorher die Kärtchen abmachen. »In Liebe von Lucy« hatte er nicht verdient – obwohl: Vielleicht brauchte er ihre Liebe jetzt umso mehr?

Sie bestaunte die wunderschönen Ohrringe, legte sie an und setzte sich eine Weile damit vor den Baum. Eine Zeitlang würden sie noch in der kleinen roten Samtschachtel bleiben müssen. Bevor Lucy ins Bett ging, nahm sie die Ohrringe ab und steckte sie mitsamt Kärtchen in einen Schuh, den sie vor dem Sommer nicht mehr tragen

würde. Nicht dass sie befürchtete, Suzanne könne den Schmuck sehen; sie selbst ertrug den Anblick nicht.

Am nächsten Morgen stand Suzanne erst spät auf. Als sie in einem flauschigen, schwarz-weiß gestreiften Bademantel herunterkam, saß Lucy bereits angezogen in der Küche, obwohl sie viel später als ihre Mutter zu Bett gegangen war. Lucy stellte fest, dass Suzanne schrecklich aussah mit ihren rot geränderten Augen und dem blassen Gesicht; außerdem wirkte sie irgendwie kleiner als am Vortag, an dem sie noch vergnügt Weihnachtsvorbereitungen getroffen hatte.

»Kaffee, Mum?«

»Natürlich, mein Schatz«, antwortete Suzanne heiter. »Ich fühle mich so benommen von den Schlaftabletten, dass ich wahrscheinlich zwei Tassen brauche.« Sie küsste ihre Tochter. »Frohe Weihnachten, Lucy! Wir werden uns einen wunderschönen Tag machen. Es gibt viel zu tun. Die andere Geschichte können wir für eine Weile beiseiteschieben.« Sie nahm die Tasse, die Lucy ihr reichte, aber statt sich zu setzen, ging sie wieder hinaus.

Lucy fand sie im Wohnzimmer, wo sie den Baum und das verbliebene Häuflein Geschenke anstarrte. Ihr Gesichtsausdruck brach Lucy das Herz. Wie konntest du nur, Dad? »Ein heruntergebranntes Feuer ist fast so traurig wie welke Blumen, findest du nicht?«, fragte sie und schaltete die Baumbeleuchtung an. Dann stellte sie den bestickten tibetischen Kaminschirm vor die Feuerstelle. »So sieht's besser aus, oder?«

Suzanne antwortete nicht.

Lucy war ratlos. Die richtigen Worte zu finden fiel ihr heute ebenso schwer wie gestern. Was sah ihre Mutter in dem Weihnachtsbaum? Die Feste der vergangenen Jahre? Sollte sie Suzanne lieber trösten oder aufmuntern? »Mach das mal auf, Mum! Es wird dir gefallen.«

Setzte Suzanne eine betont fröhliche Miene auf, als sie sich zusammenriss und das hübsch eingewickelte Geschenk auspackte? Im Augenblick spielte das keine Rolle, und der Rest des Vormittags verlief so passabel, wie man es sich für den Tag nach dem Tag, an dem man vom Ehemann verlassen wurde, nur wünschen kann. Arglose Verwandte und Freunde riefen an und wurden mit einer Heiterkeit in der Stimme begrüßt, die nicht einmal Lucy als geheuchelt erkannte; es hatte keinen Sinn, anderen die Weihnachtsstimmung zu verderben. Sie würden es alle noch früh genug erfahren und ihre Anteilnahme zeigen. Fragen nach Peter waren leicht abzuwimmeln: »Ach, der ist gerade joggen gegangen. Er lässt dich schön grüßen.«

Seine Mutter meldete sich allerdings nicht. Offenbar war sie eingeweiht und wusste nicht, was sie ihrer Schwiegertochter sagen sollte.

Schlechte Nachrichten konnten warten. Erst als Lucy wieder im festlich geschmückten Wohnzimmer stand, fiel ihr Alex Frobisher ein. Suzanne hatte den Tisch schon vor ein paar Tagen hergerichtet, und zwar mit vier, nicht mit drei Gedecken.

»Ach, Scheiße!« Kein schönes Wort für den ersten Feiertag. Was nun? Ob es ihrer Mutter guttun, sie vielleicht sogar aufmuntern würde, wenn sie jemanden zu bewirten hatte? Sie war eine ausgezeichnete Gastgeberin und hatte normalerweise Freude an dieser Rolle. Oder würde sie dann völlig zusammenbrechen? »Mum, wir haben Miss Frobisher zum Weihnachtsdinner eingeladen. Sie kommt in einer knappen Stunde.«

Suzanne, immer noch im Morgenmantel, schaute ihre Tochter entsetzt an. »Ruf sie an und sag ihr ab; erklär ihr, dass ich die Grippe habe oder so!«

Lucy atmete tief durch. »Nein«, entgegnete sie resolut. »Nein?«

»Das geht nicht, Mum, dafür ist es viel zu spät. Du bist nicht krank, und wir haben sie eingeladen. Was ist, wenn

ihr Kühlschrank leer ist?«

»Sei nicht albern!«, sagte Suzanne und stand seufzend auf. »Ihr Apartment kostet mit Sicherheit ein Vermögen, und hast du ihre Garderobe und ihren Wagen gesehen? Ich schaffe das nicht, Lucy. Was soll ich sagen? Kommen Sie rein, mein Mann lässt sich entschuldigen – er ist mal eben Zigaretten holen gegangen?«

»Du bist eine phantastische Gastgeberin, Mum, und Alex hat niemanden. Kann sein, dass sie sich ein teures Restaurant leisten kann, aber an Weihnachten?«

»Was ist, wenn ich in Tränen ausbreche?«

»Das tust du schon nicht. Dazu bist du zu tough«, meinte Lucy, selbst den Tränen nahe. »Denk dran, du hast mir immer erzählt, dass dir ein Ausspruch deiner Mutter besonders in Erinnerung geblieben ist: ›Was du angefangen hast, musst du auch zu Ende bringen.< Jetzt nimmst du ein schönes Schaumbad, und ich bereite das Essen vor.«

Suzanne lachte, beinahe wieder die Alte. »Die arme Miss Frobisher! Na gut, aber ich schlage vor, dass du in die Badewanne gehst, während ich mich ums Essen kümmere.«

»Prima.« Lucy fegte den Kamin aus und schichtete neue Scheite auf. Nach dem Bad brauchte sie das Feuer nur anzuzünden, und wenn ihr Gast eintraf, würde es schon wunderbar brennen.

Alles lief wie am Schnürchen. Suzanne, die sich am liebsten wieder unter die Bettdecke verkrochen hätte, hatte schon als Kind gelernt, ihre Empfindungen zu verbergen. Miss Frobisher würde nicht erkennen, wie elend ihr zumute war. Sie fühlte sich zwar als komplette Versagerin, aber ihr Weihnachtsessen würde wie immer eine Glanzleistung sein. Sie stellte zwei Flaschen Champagner kalt und war froh über ihre Entscheidung, als ihr Gast mit zwei Flaschen Barossa vom Keyneton Estate in Südaustralien vor der Tür stand. Sie hatte doch richtig vermutet, dass Miss Frobisher einen guten Tropfen zu schätzen wusste.

Alex war pünktlich erschienen. Unter dem weißen Mantel trug sie ein dunkelgrünes Seidenkostüm, das Lucy einen Aufschrei entlockte. »Das ist ja traumhaft, bestimmt italienisch.«

»Freut mich, dass es Ihnen gefällt, Lucy«, sagte Alex, als sie Lucy den Mantel reichte, »aber es kommt aus Spanien, dort gibt es auch erstklassige Designer.«

»Tut mir leid, ich rede daher wie eine Achtjährige.«

Alex lächelte. »Eher wie eine junge Frau, die eine Schwäche für Mode hat. Da geht es Ihnen wie mir«, erklärte sie ernst. »Was die Ärmel betrifft, bin ich etwas unsicher. Finden Sie nicht, die sollten auch aus Seide sein?«

»Nein, Seide mit Wolle ist eine Superidee.«

Suzanne lachte. »Schön, ihr Mädels habt ja reichlich Gesprächsstoff, da kann ich uns inzwischen etwas zu trinken holen.«

Während die beiden jungen Frauen die Vorzüge von gemusterter Seide im Vergleich zu schlichter Schurwolle erörterten, holte sie eine Flasche Champagner, und damit entstand die erste Peinlichkeit. Weder Suzanne noch Lucy hatten je zuvor Champagner entkorkt. Sie standen da und musterten die Flasche skeptisch.

Alex stand auf. »Darf ich ...?«

»O ja, bitte«, erwiderte Lucy. »Mum, ich habe Alex erzählt, was mit Dad ist.«

Suzanne zuckte zusammen. »Vielleicht hätte ich das lieber selbst tun sollen.«

»Es tut mir so leid, Mrs Andrews. Ein Gast ist wohl das Letzte, was Sie in so einem Moment gebrauchen können«, sagte Alex. »Ich werde wieder gehen.«

Suzanne hatte nur verschwommene Erinnerungen an ihre Mutter, aber jetzt fielen ihr deren Worte ein: »Was du angefangen hast, musst du auch zu Ende bringen.«

»Vorher müssen Sie uns den Champagner aufmachen, meine Liebe, und wenn er schon mal auf ist, können Sie

ebenso gut ein Gläschen mit uns trinken.«

Die Spannung verflog, und als sie Alex' Geschick mit der Flasche bewundert und Trinksprüche aufeinander, den Weihnachtsmann, die Queen und alle anderen dieser Ehre würdigen Personen ausgebracht hatten, waren sie beim Du. Suzanne servierte einfache Horsd'œuvres, Baguettescheiben mit Räucherlachs und Rehbraten, und Lucy stellte erleichtert fest, dass ihre Mutter offenbar den Appetit wiedergefunden hatte. Außerdem legte sie nach ein, zwei Gläschen Champagner ihre gewohnte Zurückhaltung ab.

»Warum ist eine so schöne junge Frau an Weihnachten allein, Alex? Es gibt doch bestimmt jede Menge tolle Männer, die sich um dich reißen?«

Lucy wurde knallrot. »Mutter!«, flüsterte sie besorgt.

Alex tätschelte Lucy das Knie. »Leider habe ich zu viel Zeit damit vertan, auf einen zu warten, der nicht frei ist, und inzwischen sind alle anderen tollen Typen vergeben.«

Der Schock stand Mutter und Tochter ins Gesicht geschrieben, und Alex stöhnte innerlich. Wie taktlos! Sie hatte die arme Frau daran erinnert, dass ihr Ehemann gegangen war. »Oh, mein Gott. Das hat sich bestimmt total kaltschnäuzig angehört.« Sie stand auf. »Ich mache dir keinen Vorwurf, wenn du heute nicht ›die Andere‹ zu Besuch haben möchtest, Suzanne.«

Suzanne hatte es die Sprache verschlagen, also sprang Lucy in die Bresche. »Du brauchst uns nichts zu erzählen, Alex, es geht uns nichts an. Ich sehe mal nach der Gans, es duftet, als wäre sie bereits gar. Komm doch mit«, sagte sie zu Alex, die vor dem Kamin stand und mit unglücklicher Miene beobachtete, wie Suzanne den Rest der Flasche gleichmäßig auf die drei Gläser verteilte.

»Trinken wir erst den Champagner aus!«, schlug Suzanne tapfer lächelnd vor. »Auf uns, Mädels! Auf den Club der unglücklich Liebenden.«

»Oh, nein, du doch sicher nicht, Lucy. Der Idiot weiß nicht, was er versäumt.«

»Mein Freund ist zum Skifahren in Österreich«, erklärte Lucy mit einem wütenden Blick auf ihre Mutter.

Nun gingen alle drei in die Küche, wo Alex bewies, dass sie mehr konnte als Flaschen entkorken. Als das Essen fertig war, setzten sie sich in Festtagsstimmung an den Tisch. Alex verstand sich gut darauf, ein Gespräch zu lenken; wenn das Thema treulose Männer in der Luft lag, versetzte sie der Unterhaltung geschickt eine andere Richtung, und obwohl es ein paar knifflige Minuten gab und hin und wieder Schweigen herrschte, wurde das problematische Sujet glücklich umschifft.

Lucy trat allerdings ins Fettnäpfchen, als sie die Reste der Gans abräumte. »Gott sei Dank hatten wir Gans. Was, wenn es Schinken gewesen wäre? Das ist nämlich einer von Mums Lieblingsscherzen an Weihnachten: Was ist die beste Definition von Ewigkeit?«, fragte sie Alex und antwortete für sie: »Zwei Menschen und ein Schinken.«

Auch der weltgewandten Alex fiel dazu nichts ein, und Suzanne sah ihre Tochter traurig an, die zu spät merkte, was sie angerichtet hatte. »Ich hole die Nachspeise«, murmelte sie.

Für den Rest der Mahlzeit drehte sich das Gespräch um Unverfängliches.

Sam ließ nichts von sich hören, und Lucy versuchte nicht, ihn anzurufen, denn sie redete sich ein, dass sie ihn ohnehin nicht erreichen würde, da er sicher gerade eine schwarz markierte Piste hinunterbretterte. Bestimmt würde er sich morgen melden – oder an Silvester, ein idealer Zeitpunkt. Als der Geschirrspüler in Gang gesetzt und die Reste weggepackt waren, lag wenig einladend ein langer Weihnachtsabend vor den drei Frauen. Alex wollte sich nun verabschieden, aber Lucy mochte nichts davon hören.

»Nein, wirklich, Mum, ist es nicht höchste Zeit, *Freddie the Fox* zu spielen? Das gehört einfach zu Weihnachten. Kennst du das, Alex? Es macht unheimlich Spaß.«

Sie faltete das Tischtuch zusammen, legte es über eine Stuhllehne und lief, ohne auf Zustimmung zu warten, die Treppe hinauf zu dem großen Bücherregal im oberen Flur. Alle Kinderspiele waren dort fein säuberlich gestapelt. Sie fand die entsprechende Schachtel, die von zwei Gummibändern zusammengehalten wurde.

»Es fällt schon auseinander«, stellte Suzanne traurig fest, als Lucy das Spiel auf den Tisch vor dem Kamin legte. »Wir müssen ein neues kaufen.«

»Nein, das wäre nicht das Gleiche.«

Das Spiel, bei dem Tiere eines Bauernhofs gesammelt und die Karte mit dem durchtriebenen Gesicht von Mr Fox einem Mitspieler zugeschoben werden müssen, machte Spaß, stellte aber nur eine minimale intellektuelle Herausforderung dar. Die drei spielten mit mäßiger Begeisterung, bis jede mindestens einmal den schlaunen Fuchs abbekommen hatte. Es war nicht gerade ein glänzender Einfall gewesen. An den Karten hingen zu viele Erinnerungen. »Ich räume es weg bis nächstes Jahr«, verkündete Lucy, entschlossen, Weihnachtsstimmung zu verbreiten. »War das nicht ein wunderbarer Tag? Ein lieber Gast, die Queen, die Gans, Weihnachtspudding und *Freddie the Fox*. Die reinste Freude!« Sie betrachtete die verblichene Schachtel. »Das Spiel ist älter als ich, Mum.«

»Ja, Liebes. Es hat mir gehört.« Suzanne senkte den Blick. »Ich habe nie darüber nachgedacht, aber meine Mutter muss es für mich gekauft haben.« An Alex gewandt, fügte sie hinzu: »Meine Mutter starb, als ich fünf Jahre alt war, und ich bin bei ihrer Schwester, meiner Tante Honoria, aufgewachsen. Sie hat Kinder nicht sehr gemocht«, sagte sie traurig.

»Schlimm«, bemerkte Alex. »Ich kann mir vorstellen, wie dir zumute war, denn meine Eltern sind bei einem